

Vom Schenken

Das Schenken spielt in unserm wirtschaftlichen Leben eine ähnliche Rolle wie die Kometen in dem Kosmos. Wie die physische Welt auf dem einen Gesetze der Attraktion und Repulsion, ruht die Ordnung des menschlichen Gemeinwesens auf dem einen Gesetze der Leistung und Gegenleistung. Man hat die Volkswirtschaftslehre auch Katallaktik genannt, das heißt die Lehre vom Tausch. Wie die Naturwissenschaft alle Organismen auf die einfache Urform der Zelle zurückführt, so führt die Nationalökonomie alle verwickelten Erscheinungen unsers Zusammenlebens auf die einfache Urgestalt des Tausches zurück, eine Gestalt, die freilich der mannigfachsten Umgestaltung fähig ist. Tausch von Sachen gegen Sachen, von Handlungen gegen Handlungen, von Gegenwärtigem gegen Zukünftiges, von Prämie gegen Sicherheit. Es gibt nichts, was dem Proteus ähnlicher sähe als der Tausch.

Aber in allen seinen Verwandlungen bleibt ihm ein Grundgesetz gemeinsam; in aller Verschiedenheit der Qualität soll die Gleichheit der Quantität gewahrt bleiben. Um diese durchführen zu können, haben wir einen Maßstab geschaffen, an welchem alle begehrenswerten Güter mit gleicher Sicherheit gemessen werden können. Dieser Maßstab ist das Geld. Unwandelbar wie das Gold gegenüber allen äußeren Einwirkungen ist, die auf dasselbe ausgeübt werden, wie es standhält gegen die Gewalt des Feuers, gegen die zersetzende Macht der Luft, wie es weder rostet noch verwittert und die verzehrendste Säure gleich einem Regentropfen von sich abfließen läßt,

bleibt es auch unwandelbar in seinem Werte. Das Gold ist nicht der Mode unterworfen, welche die Werte zerstört wie die Schwefelsäure die Stoffe. Wir nähren uns von andern Stoffen, als unsre Voreltern getan haben, wir kleiden uns in andre Stoffe als sie, wir bauen unsre Häuser und Schiffe aus andern Materialien, aber wir schätzen das Gold, wie sie es geschätzt haben; denn ohne das Gold ist kein geordneter Tausch möglich, und der Tausch bildet den Grund- und Eckstein der Zivilisation. In dem wunderbaren Kreislauf der Werte bildet das Gold die Larvengestalt, durch welche sich die häßliche Raupe »Anstrengung« in den wunderbar schönen Schmetterling »Genuß« verwandelt.

So fest gegründet scheint uns die Ordnung des Austausches von Leistung und Gegenleistung, daß wir die Frage aufwerfen müssen, ob das Geschenk als ein Eingriff in diese Ordnung nicht eine Beeinträchtigung des wirtschaftlichen Zusammenhanges ist. Jede wirtschaftliche Tätigkeit geht darauf hinaus, uns vor Überraschungen zu sichern, eine Verwandlung unbekannter Faktoren in bekannte; das Schenken dagegen hat das Ziel, Überraschungen hervorzurufen. Während wir, was wir im geregelten Verkehr empfangen, mit dem stolzen Bewußtsein entgegennehmen, den Lohn für einen Verdienst zu empfangen, stehen wir dem Geschenk mit dem Gefühl gegenüber, es nicht verdient zu haben. Dieses Gefühl kann sich bis zur Faszinosigkeit steigern, und je größer dieselbe ist, desto angenehmer wird sie uns.

Tritt uns das Schenken so als eine scheinbare Abweichung von regelmäßigen Gesetzen entgegen, so muß es anderseits doch wieder auf einem Gesetze beruhen. Es hätte sich sonst nicht als eine festbegründete Sitte Jahrtausendlang erhalten; es träte nicht mit so großer Regelmäßigkeit an unwandelbaren Terminen auf. Kehre ich zu dem eingangs gebrauchten Bilde zurück, so gleichen die Weihnachtsgeschenke in ihrer Massen-

haftigkeit dem Sternschnuppenfall, den wir als die feurigen Tränen des heiligen Laurentius zu bezeichnen pflegen, und wie die Laurentiusnacht den ersten Anlaß gegeben hat, dem Geheimnisse der Kometen nachzuspüren und beizukommen, so mag der Präsentenfall des Christabends den Anlaß geben, auf die nationalökonomische Natur des Geschenkes einige schwache Streiflichter fallen zu lassen.

Ganz aufgehoben ist der Zusammenhang zwischen Leistung und Gegenleistung bei dem Geschenke nicht; nur hat er eine andre Gestalt angenommen. Im Verkehr leisten wir, damit uns eine Gegenleistung zuteil werde; wir schenken dagegen, weil wir beschenkt worden sind. Jedes Geschenk ohne Ausnahme ist ein Gegengeschenk. Wenn dem so ist, bleibt die Tatsache zu erklären, wie das erste Geschenk zustande gekommen ist, das eine Reihe von andern als Folge nach sich gezogen hat. Und hier liegt allerdings ein Mysterium vor, das niemals vollkommen enthüllt werden wird. Der Mensch leistet dem Menschen Dienste, von denen er selbst nichts weiß. Sein Gespräch, sein Freundesrat, sein Trostwort in bedrängter Stunde, die Tatsache allein, daß er da ist, daß wir die Gewißheit haben, zur rechten Zeit an ihn uns wenden zu können, der Einblick, den er uns in seine Gedanken- und Gemütswelt eröffnet, das alles legt uns eine Fülle von Verpflichtungen auf, von denen wir uns zu lösen suchen, indem wir ein sinnliches Zeichen davon geben, daß wir den Wert, den seine Person für uns hat, zu schätzen wissen.

Geschenk und Gegengeschenk bedingen einander. Die alten Römer, feinfühlig und taktvoll wie kein andres Volk der Welt, haben sich nicht gescheut, das in Form eines Rechtssatzes auszusprechen. Wer ein Geschenk erhalten, hat die Pflicht, ein Gegengeschenk zu machen. Allerdings ist diese Pflicht nicht unter den Schutz des männlichen Rechts und seines reisigen Begleiters, des Zwanges, sondern unter den der weiblichen

Sitte gestellt. Es ist kein debitum, sondern ein officium, aber es ist auch kein indebitum, das zurückgefordert werden kann. Unter officium faßt man alles zusammen, was der Mann von echtem Schrot und Korn, in welchem nicht der Buchstabe, sondern der Geist des Gesetzes mächtig ist, freiwillig erfüllt, als könne es von ihm erzwungen werden, was er schuldig zu sein glaubt, während niemand es von ihm fordern zu können meint. Wir haben kein Gegenstück zu diesem wunderbaren Wort, das zwischen Rechtspflicht und sittlicher Pflicht die wunderbare Mitte hält.

Allein wenn der Zusammenhang zwischen Leistung und Gegenleistung vorhanden ist, so geht er doch nicht so weit, daß das knüpfende Band materiell wahrgenommen werden kann. Leistung und Gegenleistung werden am Golde gemessen, Geschenk und Gegengeschenk an der Liebe. Die Liebe ist unendlich und das Unendliche ist einander immer gleich. Das Geschenk wiegt das Gegengeschenk immer auf. Der Verkäufer bittet seine Ware zu prüfen und ist unermüdlich darin, alle ihre Vorzüge in das hellste Licht zu setzen; der Geschenkgeber spricht das so demütige und doch so stolze Wort: »Ich bitte nicht auf die Gabe zu sehen, sondern auf den Geber.« Eine Sache verschenken heißt ihr die höchste Wertsteigerung beilegen, die sich denken läßt, denn in der Hand des Gebers ist sie immer eine Kleinigkeit, die nicht der Rede wert ist, und in der Hand des Nehmers ein unschätzbares Gut, das um keinen Preis feil ist.

Was schenken wir? Die Sache, die wir verschenken wollen, muß zwei Eigenschaften haben, die einander widersprechen und die doch beide nicht entbehrt werden können. Der Nehmer muß sie brauchen, und er muß sie dennoch nicht selbst kaufen. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Der Maßstab dafür, ob wir eine Sache brauchen, wird doch dadurch gegeben, daß wir geneigt sind, sie unter dem angemessenen Opfer zu er-

werben. Wir sollen nichts schenken, was der andre nicht brauchen kann. Volkstümlich drücken wir dies so aus: Wir sollen niemand einen Elefanten schenken. Aber wir sollen auch nichts schenken, was der andre ohne unser Zutun kaufen würde. Wenn wir einem andern etwas geben, was er ohne unser Zutun sich auf andre Weise erwerben müßte, so wird die Form des Geschenks gebraucht, um etwas andres dahinter zu verstecken. Wir nennen dieses andre mit verschiedenen Namen; es kann ein verstecktes Trinkgeld sein, und auch das Trinkgeld ist ja in neuerer Zeit dem Schicksal nicht entgangen, auf die Wage der Wissenschaft gelegt zu werden, oder ein verstecktes Almosen oder ein verstecktes Taschengeld, kurz immer etwas Verstecktes, das echte Geschenk aber ist immer etwas Offenes.

Dem Geschenke soll der Nehmer immer mit dem Gefühle gegenüberstehen, ich brauche es und darum freue ich mich, es zu erhalten, aber auch mit dem Gefühle, ich habe es selbst nicht gewußt, daß ich es brauche, und darum freue ich mich doppelt, daß mir die Einsicht in den Kreis meiner Bedürfnisse erweitert wird. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Etwas brauchen heißt es entbehren, und etwas nicht kennen heißt es nicht entbehren. Wie kann man etwas entbehren und zugleich nicht entbehren? Dieser Widerspruch ist nur zu lösen durch einen andern Widerspruch, den der Franzose in das geflügelte Wort zusammengefaßt hat, daß das Überflüssige etwas sehr Notwendiges sei.

Wäre das Überflüssige nicht, so könnte sich der Kreis des Notwendigen nie erweitern; die Notwendigkeit sänke zur Notdurft herab. Die Wirtschaftlichkeit gebietet dem Menschen, den Kreis seines Schaffens auszudehnen, die Bescheidenheit gebietet ihm, den Kreis seines Bedürfnisses einzuschränken. Zwischen diesen beiden Tugenden besteht ein negativer Kompetenzkonflikt, der nie zu lösen wäre. Wohin sollte man mit den Resultaten der vermehrten Produktion gelangen, wenn die

Fesseln der Bescheidenheit der Konsumtion Schranken auferlegen? Über die Ketten, die dem Menschen die Bescheidenheit auferlegt, führt die Freundschaft hinweg. Sie zeigt ihm, nach welcher Seite hin er den Kreis seines Begehrens zu erweitern habe. Was man vor zwanzig Jahren zum ersten Male staunend und zagend als ein Geschenk entgegengenommen, kauft man heute als ein längst vertraut gewordenes Bedürfnis. So dient die Sitte des Schenkens den Anforderungen des Verkehrs, deren sie im ersten Augenblicke zu spotten schien.

Die Kunst zu schenken ist eine der höchsten Blüten der Zivilisation. Zu wählen, was dem andern zustatten kommt und dessen Notwendigkeit er sich doch selbst verhehlt hat, dazu gehört eine Anmut des Geistes, in der nur wenige es zur Vollendung bringen. Die mittlere Straße zwischen dem schlechthin Notwendigen und dem schlechthin Überflüssigen ist schwer und verändert sich von Tag zu Tage; nur ein mit dem richtigen Gefühl ausgestatteter Wanderer kann sie innehalten.

Das Geheimnis des Geschenkes ist die Anmut. Der tägliche Verkehr, das, was wir die Wirtschaft nennen, gleicht dem Antonio im »Tasso«: er ist der sicherste Führer auf den Pfaden des täglichen Lebens, aber »die Grazien sind leider ausgeblieben«. Aber beim Geschenk sind die Grazien zugegen oder sollen es sein. Derselbe Dichter, der den Antonio gezeichnet, läßt die drei Grazien auftreten und sagen:

*Anmut legen wir ins Leben;
Leget Anmut in das Geben,
Leget Anmut ins Empfangen,
Lieblich ist's, den Wunsch erlangen,
Und in stiller Tage Schranken
Höchst anmutig sei das Danken.*

So, nun bin ich fertig. Hoffentlich kommen diese Zeilen noch

zur rechten Zeit, um für einen oder den andern Leser als ein höchst praktischer Führer durch die Weihnachtsmagazine zu dienen.